



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

††: Die modernen Ghibellinen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die modernen Sibyllinen.

Wir woll'n das Wort nicht brechen,
Nicht Buben werden gleich,
Woll'n predigen und sprechen
Vom Kaiser und vom Reich.

Schentenborf.

Unsere Revolution erfreut sich neben eines großen Aufwandes von Vernunft auch eines ziemlichen Vorrathes von Blödsinn. Blödsinn ist der zartere Ausdruck für Romantik. Wenn die Vernunft einmal einen recht dreisten Anlauf genommen hat, so taucht, wo sie es am allerwenigsten vermuthen sollte, aus irgend einem Busch die Britsche oder bunte Maske eines leichtfüßigen Harlekin hervor und versetzt ihr einen Schlag, oder ein weißer Pierrot wirft sich ihr mit plumper Zudringlichkeit um die Beine und bringt sie zu Fall. Unter dem Druck der alten Polizei haben wir so wunderliche Ahnungen und Träume in „unser's Herzens Schrein“ gehegt, daß wir eigentlich nicht in Erstaunen gerathen dürfen, wenn jetzt, im Feenland der Freiheit, die Ausgeburten unsers eignen Hirns uns über den Kopf wachsen. Ich habe mir oft gedacht, wenn ich den armen Ladendiener vor seinem Pult stehen sah, wie er eine Elle Band um die andere abschnitt und dazu pflichtmäßig die süß verbindlichen Mienen zog, und eben so artig als fest um seine fünf Pfennige feilschte und mit dem des Tages wohl hundertmal wiederholten „Empfehle mich ganz gehorsamst“ die Scene schloß — ich habe mir oft gedacht, wie mag die innere, heimliche Gemüthswelt dieser guten Seele beschaffen sein, deren offizielles Leben verkümmert und ohne Realität ist! Ich bin überzeugt, er steht Abends vor dem Schlafengehen vor seinem Wandspiegel, wie Lucile Grahn, auf einem Zeh, hebt das andere Bein hoch in die Luft, lächelt verklärt, drückt die müden Hände an die Lippen und läspelt: „Unvergeßlich!“

Wenn nun dem armen Träumer plötzlich das große Loos in den Schooß fiel, die werdende Realität all' seiner Träume, ich glaube, er finge in der Verwirrung damit an, sich fleischfarbene Tricots zu bestellen und eine Gänseleberpastete, von der er einmal aus einem vergriffenenen Claren des Leihbibliothekars gelesen.

Armes Deutschland! Dein heimliches Gemüthsleben war reich, bunt und phantastisch, weil du nie auf den Markt kamest aus deiner engen Klausel. Schicke man dich ja einmal auf Reisen, so nahmst du dein liebes Märchenbuch mit und

zeichnetest, was auf dich eindrang, in zierlichen Arabesken um den Rand deiner Traumfiguren. Nun hat man dich mitten unter das Volk gestoßen, du sollst dir selbst forthelfen, du sollst den Droschken und groben Eckenstehern, die dich mit ihren Lasten überlaufen, aus dem Wege gehn, und es kommt dir unheimlich vor in den gedrängten Straßen der gemüthlosen Weltstadt, du möchtest dich wieder in eine wohnlich eingerichtete Ruine mit gemalten Glasscheiben zurückziehen und in anmuthigen Dämmerungen einer widerstandlosen Welt gebieten. Schüttle das Nachtgefieder ab, mein Vaterland, du mußt alle deine Sinne zusammennehmen, um vorwärts zu kommen.

Das Wesen der Romantik liegt in der unbedingten Geltung der Phrasen, mit denen man einen beliebigen Sinn verbinden mag. Vielleicht erinnert sich der geneigte Leser noch, daß ich ihm vor einiger Zeit in einem „Neupolitischen Catechismus“ einige dieser modernen Phrasen analysirt habe, z. B. die Phrase von der Volkssouveränität. Ich beabsichtige heute, einer zweiten Phrase ihr Recht widerfahren zu lassen: der Phrase von der Einheit Deutschlands.

Die Cölnische Zeitung äußerte sich vor einiger Zeit dahin, sie sehe ein, daß Oestreich von dem übrigen Deutschland getrennt und das letztere der preussischen Hegemonie anvertraut werden müsse, obgleich sie wohl wisse, daß damit eine Theilung Deutschlands ausgesprochen sei. Herr Jacob Benedey, Hofphrasieur der Paulskirche, gerieth über ein so unerhörtes Attentat gegen die Untheilbarkeit der deutschen Nation in den angemessenen Harnisch, und kündigte Herrn Dumont so lange seine Freundschaft auf, bis das „unglückselige“ Subject, das einen solchen Gedanken habe wagen können, so wie der eben so unglückselige Redacteur, der in dem Verbrechen seine Hand im Spiele gehabt, auf irgend eine Weise, wenn auch nur durch Entfernung von ihren Posten, beschädigt würden. Man hat ihm darauf eine Stelle aus einem Briefe citirt, den ich früher an den kosmopolitischen Idealisten Julius Fröbel geschrieben. Ich muß nun gestehen, daß ich mich keineswegs in der Lage finde, die Ansicht der Cölnischen Zeitung von der „Theilung“ Deutschlands zu theilen; ich finde zwar, daß Staaten zuweilen durch Theilung gewinnen, wie Niederland bei seiner „Theilung“ von der spanischen Monarchie u. s. w., aber meine Ansicht ist, daß man von einer Theilung nur da reden kann, wo ein Ganzes vorliegt.

Wie es nun mit der historischen Einheit Deutschlands beschaffen ist, kann uns ein kurzer Rückblick auf die Geschichte lehren. In unserer Zeit, wo jeder Wohlgekleidete und auch der brave Mann im groben Kittel über das europäische Gleichgewicht Orakelsprüche fallen läßt, wo man aber das Studium dessen, was man sonst Politik nannte, als schwachvolles Erbtheil der „Popszeit“ mit souveräner Verachtung bei Seite wirft; wo Herr Schuselka, der ständige Referent des östreichischen Reichstags, in der Oösterreichischen Post neben andern interessanten Entdeckungen,

die mir entfallen sind, auch die neue historische Wahrheit aufstellt, Deutschland sei früher ein Wahlreich gewesen, unter der österreichischen Dynastie aber ein Erbkaiferthum; wo man die von Jesuiten und den Apostaten der Romantik ausgedachte Fabel, Luther und Friedrich der Große hätten die deutsche Einheit gestört, mit aller Suffisance wieder aufischt, die eine vollkommene Unwissenheit zu begleiten pflegt — in dieser Zeit des allgemeinen Dilettantismus kann ein gelegentlicher Rückblick der Art nichts schaden.

Also. Einen Staat Deutschland hat es nie gegeben, wenn man die funfzig Jahre von 911 — 961, wo man es zu gründen versuchte, abrechnet. Wohl aber hat es ein römisches Reich deutscher Nation gegeben, bis zum Jahre 1806. Zwischen beiden besteht ein wesentlicher Unterschied — derselbe Unterschied, der die aufrichtigen Politiker, welche auf die Gründung eines neuen Staats Deutschland hinarbeiten, von den ghibellinischen Phantasten trennt, welche das römische Reich aus seinen Gräbern wieder heraufbeschwören möchten, gleichgiltig, ob sie es im Kyffhäuserberge suchen, wo der alte Rothbart noch immer spukt, oder unter den Zelten eines neuen Wallenstein, oder auch in der Bande des Karl Moor, der mit seinen Republikanern neben der Wiederherstellung der allgemeinen Gerechtigkeit in den Eigenthumsverhältnissen sich auch die Aufgabe gestellt hat, das alte römische Reich wieder in seine Fugen zu renten.

Wenn also die Partei, zu der ich mich auch rechne, die Partei, welche die einzelnen deutschen Staaten, weil sie ihrer Lage nach nicht selbstständig bleiben können, und weil ihre natürlichen Bedürfnisse sie mit historischer Nothwendigkeit zusammenführen, in einer staatlichen Einheit zu consolidiren strebt, für die wesentliche Form dieser Einheit die constitutionelle Monarchie erkennt und ihr aus alt-historischer Vorliebe in der Kaiserwürde einen Ausdruck sucht — so bedaure ich die Verkehrtheit dieses Ausdrucks, der in die neue staatliche Gestaltung einen ganz fremdartigen, unpassenden Begriff bringt, und wünschte wohl, daß sie den Muth hätte, sich eben so principiell, als sie es practisch thut, von ihren Feinden zu scheiden, die gleich Herrn von Arnims Kronenwächtern die eiserne Krone der Hohenstaufen feil bieten.

Das römische Reich hat das Mark der deutschen Nation verzehrt, seine Entwicklung gehemmt, sein Streben in falsche Bahnen gelenkt und was sie Großes leistete und erstrebte, um schnöden Sold verkauft und verrathen. Was die deutsche Geschichte Großes hat, beruht in dem Bestreben, dieses fluchwürdige Reich zu zertrümmern. Deutschland hat eine Geschichte, mit Erlaubniß des Herrn v. Schmerling sei es gesagt, aber sie ruht nicht in den Chroniken unserer Kaiser. Deutschland hat auch in Oestreich eine Geschichte; die Hussiten und die Protestanten hat man unterdrückt, aber auf den Alpen und an den niederländischen Küsten kann das römische Reich noch die Trophäen finden, die Deutschland ihm abgerungen hat.

Das alte Rom schickte Deutschland seine Cohorten; das neue seine Apostel. Die Deutschen dankten ihm damit, daß sie das Schwert ergriffen, welches den verweichlichten Händen entfiel. Dafür wurden sie in die Reize seiner Cultur verstrickt. Die Germanen in Frankreich, in Spanien nahmen die Sprache des Besiegten an, aber sie machten sich ihre neue Heimath zurecht und gründeten unabhängige Staaten. Anders war es in Deutschland. Seitdem der Sachse Otto sich verleiten ließ, das verderbliche Erbtheil Karls des Großen zu ergreifen und den unheimlichen Bund mit der Kirche zu erneuen, verzehrte sich Deutschland in einem krankhaften Scheinleben. Sein Herz war nicht in ihm, es schwelgte in dem goldnen Italien, seine Edlen bluteten auf fruchtlosen Schlachtfeldern, seine Dichter ergingen sich in unheimischen, mystisch verzerrten Vorstellungen, seine Bildung fiel dem unsittlichen Gewebe der römischen Pfaffenherrschaft in die Hände.

Ob die römischen Kaiser sich unter dem Fuß des Papstes krümmten, oder ob sie ihn in seiner Engelsburg belagerten, die Sache blieb dieselbe, sie waren immer die Knechte seiner Politik, die halbunfreiwilligen Werkzeuge italienischer Intriguen. Unter den Hohenstaufen stellte sich dies Verhältniß am deutlichsten heraus. Ihre Politik wurde durch ihre italienischen Anhänger bestimmt, die Ghibellinen, die hochmüthigen adligen Dynasten, die den Kaisernamen anriefen, um mit diesem Rechtstitel die Freiheit der Städte zu unterdrücken. Es war nicht blos das zufällige Spiel einer augenblicklichen Laune, als zu Chiavenna Heinrich der Löwe seine weitere Mitwirkung zum lombardischen Städtekriege versagte. Denn Norddeutschland hatte damals, wenn auch nicht der Form nach, seine Emancipation vom römischen Reich begonnen: der Gewinn der Nordsee- und Ostseeküsten schwebte ihm vor. Denn dahin drängt die geographische Lage des Landes, Rhein, Elbe, Oder, Weichsel weisen ihm seinen natürlichen Vrief. Die Donau hat ein zu weites Ziel, und über die Alpen hinaus weist nur eine krankhafte Sehnsucht.

Noch siegte das römische Reich; Deutschland wurde von seinen Kaisern verlassen, und sah aus wie das Nebenland eines italienischen Fürstenhauses. Aber im Stillen keimte das deutsche Leben, ungepflegt aber auch vorläufig nicht gehindert. Den Rheinstrom abwärts schloß sich eine Kette freier Städte an einander, ihren Waaren den Weg frei zu halten nach der Nordsee, den Raubrittern, den üppigen Ausschößlingen des römischen Reichs, zu widerstehn. Eine zweite Kette zog sich von den Elbemündungen aus hoch hinauf ans Ostseegestade; sie hatte ihre Märkte und Factoreien in allen europäischen Hauptstädten, und geachtet von allen Nationen wehte die hanseatische Flagge auf der See. Deutscher Gewerbefleiß entriß den Slaven, Finnen und Letten am Abfall der Weichsel, der Düna und des Niemen einen Fuß breit Landes nach dem andern; nicht die Fürsten, das Volk im eigentlichen Sinn war der Träger der deutschen Cultur.

Auch in der Poesie suchte es sich freizumachen von der höfisch-ritterlichen Mystik; seine alten, heidnischen Heldensagen, seine Spruchweisheit und seinen

derben, hausbäckenen Wig empörte es gegen den gleißenden Firniß der hohens-taufenschen Convenienz.

Nach dem Interregnum hörte die Kaiserwürde auf, die alte Bedeutung zu bewahren. Man mißbrauchte sie, dem eignen Hause vom deutschen Ländergebiet soviel als möglich zu erbeuten. Alle diese Fürsten, die Kaiser mit eingeschlossen, arbeiteten darauf hin, das Gebiet des Reichs zu berauben: mit einander in fortwährender Fehde schlossen sie doch Bündnisse gegen die einzigen Organe des selbstständigen deutschen Lebens, die Städte. Am thätigsten war das Haus Oestreich; es sammelte um sich die Blüthe der Ritterschaft, es bewahrte in seiner Politik jene „Erbweisheit,“ die das eine Ziel, die Vergrößerung des Hauses, fest im Auge behielt. An den Bauern auf den Hochalpen scheiterte seine Ritterlichkeit; dafür wußte es, im Vereine mit den süddeutschen Fürsten, den Bund der rheinischen Städte zu bezwingen, während sich die nordische Hanse, den kaiserlichen Fehden entrückt, in immer größerer Freiheit und Machtfülle entfaltete. Als dem Haus Oestreich von Neuem die Krone Karls des Großen zufiel, hatte sich der Glaube an das Glück des Hauses schon so festgesetzt, daß Friedrich IV., der ohnmächtigste aller römischen Kaiser, wenigstens in mystischen Spielereien diesen Glauben bethätigte. *Austriae Est Imperare Orbi Universo.* Die Entwicklung dieser werdenden Weltherrschaft geschah äußerlich, ohne geschichtliche Nothwendigkeit. *Bella gerunt alii, tu felix Austria nube!* Durch massenweise Heirathen flocht „der letzte Ritter“ — den man sonderbarer Weise den Begründer des Reichsfriedens nennt, während von seiner Seite gerade der hartnäckigste Widerstand ausging — jenes Netz über Europa, in dem sein mächtiger Enkel jene gewaltige Monarchie einfüg, in welcher die Sonne nicht untergehen sollte.

Karl V. war der Wiederhersteller des römischen Reichs in größerem Umfang, Erbe der spanischen und burgundischen Fürsten wie des Hauses Oestreich, setzte er durch seine Söldnerheere die alte ghibellinische Politik in Italien, die alte Verbindung mit dem römischen Stuhle fort. Im Protestantismus consolidirte sich das alte germanische Streben, vom Römerthum frei zu werden. Sein religiöser Inhalt geht uns hier nichts an; aber er brachte die Tiefe des deutschen Gemüths zum Recht gegen die phantastischen Abstractionen des römischen Glaubens, die deutsche Nationalität zum Recht gegen die Abhängigkeit von Rom. Man hat es dem Kaiser zum Vorwurf gemacht, daß er sich nicht an die Spitze der Bewegung gestellt. Als ob er das konnte! Er war ja nicht der deutsche König, sondern der römische Kaiser, der Träger einer Krone, welche einst der Statthalter Gottes Karl dem Großen aufs Haupt gesetzt. Seitdem dominirt die romanische Politik im Hause Oestreich; mit Spanien eng verbündet, in die italienischen und burgundischen Händel verstrickt, zieht es das Reich in jenen unglückseligen, Generationen hindurch währenden Krieg mit Frankreich, der nicht um des Reichs willen, sondern um römisch-dynastische Interessen geführt wird, und in welchem das

Reich der beiderseitigen Blünderung anheimfällt. Durch die „spanischen“ Priester, die Jesuiten, soll das Volk auch geistig wieder geknechtet werden. Indes werden die eigentlich deutschen Interessen auf das Schmäglichste verrathen. Durch die Inquisition treibt man die Niederlande zum Abfall und damit ist die Rheinmündung verloren, die Hanfa fällt, unter stillem Hohnlächeln der Fürsten; die Colonien in Preußen werden den Polen preisgegeben.

Die spanisch-österreichische Monarchie kann sich nicht halten; an ihrer Stelle bildet sich aber die österreichisch-ungarische. Ihr Entstehen hatte zunächst äußerliche Gründe; es war aber auch eine innere Nothwendigkeit. Das ungarische Reich war durch die riesenschnelle Entwicklung der Seemächte aus seiner Position am adriatischen Meere gedrängt, zu Lande dem Andrängen des noch immer mit jugendlicher Elasticität sich ausdehnenden Türkenreichs preisgegeben. Zerspalten, wie es in seinem Innern war, mußte es sich einem mächtigen Nachbar anschließen. Polen konnte dieser nicht sein, denn abgesehen von seiner eignen Unfähigkeit, einen festen Halt zu gewähren, scheiden die Carpathen geographisch wie geschichtlich das Weichselgebiet von dem der Donau. Mit Oestreich wird Ungarn nicht nur durch die Donau verbunden, sondern auch durch das adriatische Meer; das venetianische Gebiet gehört in denselben politischen Kreis; durch Kriege um Dalmatien war es in die ungarische Geschichte verwickelt, durch Friaul und Aquileja in bestimmter Beziehung zur deutschen Ostmark. Oestreich hatte alle Anlagen zu einem mächtigen Staatsleben, einem Staatsleben, in welchem die realen Zwecke der alten römischen Kaiserpolitik ihre Befriedigung finden konnten, wenn es die Energie besaß, sich selbst zu beschränken.

Es fand sie nicht. Von den Feinden, die es zu zerstückeln suchten, im Anfang des dreißigjährigen Kriegs durch seine Generale befreit, tauchten sogleich die alten Kaisergehlüste in ihm auf. Mit den Waffen seiner Ghibellinen — Wallenstein u. s. w. — und den Intriguen seiner Jesuiten suchte es Deutschland von Neuem unter das römische Joch zu beugen. Seine eignen Waffen wurden ihm gefährlich; es mußte sich des hochstrebenden Feldherrn durch Mord entledigen, es mußte erleben, daß eine zweite katholische Macht in dem Religionskrieg ihm gegenübertrat. Das im Protestantismus zu sich selbst gekommene Deutschland hatte noch nicht die Macht, selbstständig dem Römerthum zu widerstehen; die nordischen Stammesvettern mußten sich einmischen, und wenn der westphälische Friede factisch dem römischen Reich ein Ende machte, so setzte er nichts Neues an seine Stelle. Die lange, klägliche Agonie dauerte fort in den Kriegen mit Ludwig XIV.; ein elendes Hasardspiel, in welchem Deutschland den gemeinsten Intriguen zur Beute fiel — Intriguen, in denen der römische Kaiser eine wesentliche Rolle spielte und in denen man schwerlich sagen kann, ob die Rheinbundfürsten, welche die französischen Waffen in das Herz Deutschlands führten, oder das Reichsoberhaupt,

welches an die Schweden den Sieger von Fehrbellin verkauften, eine kläglichere Stellung einnehmen.

Nach dem Frieden schieden sich die Elemente. Durch die pragmatische Sanction consolidirte sich Oestreich, in dem neuen Königreich Preußen erwarb sich eine protestantisch deutsche Macht, durch ihre Verhältnisse zu Polen an den außerdeutschen Welthändeln theilhaftig, das Recht der Legitimität. Der Friede zu Aachen stellte die pragmatische Sanction fest, wenn auch mit Opfern, der siebenjährige Krieg erhob das junge Preußen — den ersten Keim zur Entwicklung eines neuen Deutschland, zu einer welthistorischen Bedeutung. Als Träger der neuen Aufklärung und des modernen Staatsprincips, des aufgeklärten Absolutismus, erhob Friedrich der Große diese Bedeutung zu einem höhern Recht.

Aufgelöst war das römische Reich schon lange; der siebenjährige Krieg gab aber die Möglichkeit einer neuen Gestaltung, einen Dualismus, der endlich zur Bildung von zwei verschiedenen Staatssystemen führen mußte. Auf beiden Seiten ein Militärstaat, der aber durch Friedrich und Joseph zugleich als Träger der Cultur sich ankündigte; die Bahn beider mit innerer Nothwendigkeit nach entgegengesetzten Richtungen divergirend; in der Mitte ein neutraler Boden, in dem zunächst nur ungesunde Schmarogerpflanzen gediehen. An eine Vereinigung der beiden Staaten war nicht weiter zu denken; es kam darauf an, wer das übrige Deutschland mit sich forttrieb, denn eine selbstständige Existenz desselben war eine der absurdesten Phantasten unserer süddeutschen Doctrinäre.

Die Revolution und ihr Erbe, Napoleon, schob einen Keil zwischen beide; gemeinschaftlich bedroht mußten sie sich endlich gegen den Feind einigen. Die Ohnmacht der Fürsten erzeugte im Volk die Idee eines einigen Deutschland, aber die Entscheidung fiel in die Hände der Staatsmänner, Oestreich verschmähte die römische Kaiserkrone, und begnügte sich damit, das bisherige Gebiet des Reichs in das System der heiligen Allianz zu ziehen und dem Gedanken der Restauration zu unterwerfen.

Metternich war ein gewigter, nicht ein großer Staatsmann. Die militärische Restauration des östreichischen Staats, die auch über die neuesten Stürme den Sieg davon getragen hat, ist sein Werk. Aber er wußte dieses Werk durch keine schöpferische Idee zu beleben; in äußerlichem Zwang, in starrer Isolirung von dem Zusammenhang der Cultur hielt er die widerstrebenden Kräfte gebunden. Er stellte in Italien den alten Ghibellinischen Einfluß wieder her, in strengem Verband mit der römischen Kirche, er opferte dem Bündniß mit Rußland die eigentliche Aufgabe seines Staats, den Einfluß auf den Osten, und verstand es, die drohende Nebenbuhlerschaft Preußens in der Beherrschung des Reichs dadurch zu paralyßiren, daß er den ultramontanen Haß gegen den specifisch protestantischen Staat und in diesem selbst die Gespensterfurcht des altherkömmlichen bureaukratischen Schleichtrians in seinen Dienst zog.

Schon damals war es bei den gebildeten Politikern auch Süddeutschlands klar, daß Preußen nur einen großen Entschluß fassen dürfe, um an die Spitze der deutschen Bewegung zu treten. Schon damals aber erkannte in Preußen selbst der Obscurantismus, daß eine solche Erhebung ihm verderblich werden müsse. Und doch mußte es endlich dahin kommen. Oestreich und das übrige Deutschland mußten sich mehr und mehr abstoßen, trotz aller Sympathien, die zwischen beiden Völkern stattfanden, Preußen dagegen mußte sich trotz aller Abneigung den süddeutschen Brüdern öffnen. Der Grund ist einfach.

In Oestreichs Interesse lag es, wenn es nicht allen Schwerpunkt verlieren sollte, sich in seiner im Ganzen abgerundeten Form zu erhalten. Daß einzelne Stücke von Baiern vielleicht mehr in das östreichische Gebiet gehören, wie einzelne Stücke von Böhmen und Mähren mehr in das Preussisch-Deutsche, ist hier Nebensache. Preußen dagegen ist seiner Natur nach ein unfertiger Staat; wenn es überhaupt existiren wollte, so mußte es beständig auf weitere Ausdehnung bedacht sein. So kam es, daß trotz des entschiedenen Uebergewichts, welches Oestreich durch Metternich zum Unheil Deutschlands über Preußen behauptete — die Einverleibung von Krakau war das letzte verhängnisvolle Symptom dieses Einflusses; daß trotz des Systems der Reaction, welches Preußen dem constitutionellen Deutschland entfremdete, dem Staat Friedrich des Großen dennoch in allen wichtigen Fragen die Hegemonie zufiel. Dem Zollverein widerstrebte ebenso die specifisch preussische Partei als die radicale in Süddeutschland, und doch mußte er geschlossen werden.

Wenn also die Epigonen unserer Romantik mit ihrer Sehnsucht, das römische Reich zugleich mit der Kirche Gregors VII. wiederherzustellen, nach Wien blickten, wenn auch der alte Kanzler aus andern Gründen die Hurter, Werner, Schlegel, Jarcke in seine Dienste zog, und dem Walten der ultramontanen Preußenfeinde in Baiern, Görres, Philipps — den Hauptghibellinen Gfrörer nicht zu vergessen — nicht mit Unlust zusehen, so war der Inhalt ihrer Wünsche mit den Interessen Oestreichs eben so wenig in Einklang. Er trug das Seinige dazu bei, Oestreich als ein dem übrigen Deutschland fremdes Gebiet ansehen zu lassen, und es fiel auch Niemand ein, an einem Factum zu zweifeln, welches die Zollsperrre, die Censur und die übrigen Polizeieinstitute hinlänglich constatirten, bis in der Märzrevolution eine vollständige Vereinigung der Begriffe eintrat.

Im Anfang wollte man die Einheit des „Reichs“ — und damit die Herrschaft zugleich im adriatischen Meere und in den nördlichen Seen vom alten historischen Frankfurt aus begründen. Das romantische „Reich“ sollte die illegitimen Mächte Oestreich und Preußen zu Boden schlagen. Und in der That gerieth Oestreich in Gefahr, und nur die alten Generale aus Metternichs Schule haben sie abgemendet.

Darauf hat man sich bequemt, die Wünsche des Herzens an das Historische

anzuknüpfen. Die Einheit Deutschlands sollte bestehen, das römische Kaiserthum bestehen, und ihr zu Liebe war man geneigt, selbst die Idee des constitutionellen Staats, die in dem projectirten ungeheuern Mittelreich nicht wohl durchzuführen wäre, über Bord zu werfen. So Herr Welcker, der Chef der modernen Ghibellinen. Wenn die Radikalen mit diesen aus einer Tonart spielen, so ist das Motiv freilich ein sehr verschiedenes; sie schwärmen nicht gerade im Herzen für Windischgrätz und Jellachich, die sie früher verwünschten, aber sie wollen den einen Kriegerstaat durch den andern in Schach halten.

Sie verrechnen sich. Kommt das Mittelreich zu Stande, so steigt auch in Preußen die Partei der heiligen Allianz, und die beiden Staaten drücken wieder mit gemeinsamer Macht auf die Kleineren. In der Scheidung beider Gebiete liegt für beide die Freiheit, d. h. die vernünftige Staatsentwicklung; in der Vereinigung die Unfreiheit und zugleich die politische Ohnmacht, denn ganz Europa würde sich gegen den neuen Cäsar verbinden, und dieser würde, um nicht Mißtrauen zu erregen, in jedem einzelnen Falle nachzugeben genöthigt sein. Selbst die alten Schwärmer für „das ganze Deutschland,“ Arndt und Jahn, haben sich von dieser Ueberzeugung durchdringen lassen.

Was wir also wollen, ist das letzte Fact einer dreihundertjährigen Geschichte zu ziehn: Auflösung des alten, wüsten Römerreichs, das nur noch durch seine Schuttmasse das freie Wächsthum der jungen Pflanzenwelt niederdrückte, und definitive Feststellung der beiden Staatsformen, welche die innere Nothwendigkeit gebietet. Aber soll die Scheidung stattfinden, so sei es offen; jedes unnatürliche Band, welches z. B. Deutschland in der allernächsten Zeit zwingen könnte, sich der italienischen Frage wegen mit den Franzosen am Rhein zu schlagen, würde verhängnißvoll sein. Deutschlands Aufgabe geht nach Nordwesten; die Niederlande werden sich seinem Wächsthum nicht lange entziehen können, der Sund wird sich ihm öffnen, seine Flotten werden der russischen Hegemonie auf der Ostsee entgegengetreten und es wird in der neuen Welt und in Indien, im Wettstreit mit seinen britischen Stammverwandten, den Schauplatz seiner Thätigkeit suchen. Oestreichs Feld ist die Donau, das schwarze Meer und das Mittelländische. In der Türkei, in Italien wachsen seine Lorbeern. Beide Staaten werden befreundet neben einander gehn, so lange sie ihre getrennte Bahn nicht verkennen; sie werden sich hassen, sobald eine unnatürliche Fessel sie aneinander schmieden will.

††.